

Absturz in die Ironie

Der Action-Blockbuster «The Fall Guy» verheizt zwei gute Darsteller mit aller Gewalt

DANIEL HAAS

Wäre der Actionfilm ein Angestellter, müsste man ihn zum Mitarbeitergespräch bitten. Die Idee, Gewalt mit Humor zu kombinieren, war eine Zeitlang unterhaltsam, würde man sagen. Aber jetzt reicht es.

Ironie und Action: Das ist eine Masche geworden, weil das Blockbuster-Kino breite Zielgruppensegmente im Blick hat und man in Hollywood glaubt, dass Männer, die die Welt in die Luft jagen, wesentlich attraktiver sind, wenn sie dabei einen kessen Spruch machen. Der Actionheld alten Zuschnitts, gewalttätig, rachsüchtig und über alle moralischen Zweifel erhaben, passt schon lange nicht mehr zum Zeitgeist, der auf feministisch und liberal geeicht ist. Das ist gut so – niemand will die Rache-Epen der achtziger Jahre zurück, mit ihren selbstgerechten Machos und ihrer plumpen Lust an Gewalt. Charles Bronson und Clint Eastwood wirken heute wie Karikaturen einer vormodernen Männlichkeit.

Deshalb die Ironie, ein Stilmittel, mit dem man das eine ausdrücken und das andere meinen kann. Weil Action ohne Schauwerte keinen Sinn ergibt, müssen weiterhin Autos gejagt, Häuser gesprengt und Menschen mit Kugeln perforiert werden. Nur dass das Ganze mit einem augenzwinkernden Kommentar versehen wird.

Ein nerviger Film

Ab Mitte der neunziger Jahre trat das Actionkino in diese Phase der Selbstbessung ein, stilprägend war der Film «The Rock». Sean Connery als Elitesoldat, Nicolas Cage als trotteler Wissenschaftler, viel Gewalt und sehr viele flotte Sprüche – das Genre verschaffte sich mit Ironie den nötigen Spielraum, um einerseits spektakulär zu bleiben und andererseits nicht antiquiert zu wirken.

In den letzten dreissig Jahren hat sich an diesem Verfahren nicht viel geändert, nur dass die Kulturindustrie übertrieben hat, so wie sie immer übertreibt, wenn sich eine Innovation als gewinnbringend erwiesen hat. Dann wird die neue Ästhetik so lange bewirtschaftet, bis sie, ausgehöhlt zur Schablone, allen auf die Nerven geht.

«The Fall Guy», inszeniert von David Leitch, ist ein nerviger Film. Die Ironieschraube sitzt so fest, dass dem Plot und den Darstellern schon in der Hälfte die Luft ausgeht. Das ist einerseits schade,



Ryan Gosling ist der «Fall Guy», ein Stuntman, dessen Job im Hinfallen und In-die-Luft-gesprengt-Werden besteht. ERIC LACISTE / UNIVERSAL

weil Ryan Gosling ein exzellenter, in allen Sparten von Action über Sci-Fi bis Romantic Comedy bewährter Darsteller ist. Und andererseits schlüssig, weil Gosling spätestens seit «Barbie» die Galiionsfigur einer selbstironischen Männlichkeit darstellt, mit der sich Schauwerte (Waschbrettbauch) und Charme (Eigenhumor, Sensibilität) vermitteln und versilbern lassen.

Gosling ist der Fall Guy, ein Stuntman, dessen Job im Hinfallen, Abstürzen und In-die-Luft-gesprengt-Werden besteht. Seit Jahren ist er das Alter Ego von Duke (Aaron Taylor-Johnson), eines narzisstischen Hollywood-Ekels, mit dem sich so lukrative wie hirnrisige Filme drehen lassen. Emily Blunt spielt eine aufstrebende Regisseurin mit Blockbuster-Ambitionen. Als Duke spurlos verschwindet, muss der Fall Guy ran und den Film retten.

Stuntman und Regisseurin waren einmal ein Paar, und die Liebe der beiden ist so wenig totzukriegen wie die Lust des

Kinogehers auf Popcorn. «Fall Guy» ist also ein Actionfilm und eine Romanze, aber weil er die Konventionen beider Genres im Säurebad der Ironie auflöst, ist er keines von beidem. Endlose Verfolgungsjagden und Prügeleien wechseln sich mit gefühligen Gesprächen im Paartherapiestil ab – spätestens für den dritten Akt wünscht man sich ein Zuschauer-Double, das diese filmische Belastungsprobe stellvertretend durchsteht.

Alles geht auf Tarantino zurück

Die Erzählung von Stuntman und Star kennt man aus «Once Upon a Time in Hollywood» von Quentin Tarantino. Leonardo DiCaprio als Star, Brad Pitt als sein Double: Auch das war eine ironische Konstellation, weil Tarantino das Startum als Illusion enttarnte und den Stuntman als wahren Helden des Filmbetriebs.

Quentin Tarantino steht am Anfang der Genre-Ironisierung: Als «Pulp Fiction» 1994 in die Kinos kam, blieb im

Gangster- und Actionkino kein dramaturgischer Stein auf dem anderen. Ein Killer war von nun an nur so gut wie die geistreiche Rhetorik, mit der er seine Mordlust garnierte. Gewalt wurde drastisch und zugleich diskursiv. Heute, dreissig Jahre später, ist die ironische Eigenkommentierung in Plattitüden umgeschlagen, ein strategischer Kniff, der filmisches Erzählen ästhetisch aushöhlt und zugleich mit Klischees aufplustert.

Ein Klischee muss nicht schlecht sein, manchmal scheint im Stereotyp eine Wahrheit auf. Per Ironie munitionierte Klischees wie hier das Bild tatkräftiger Männlichkeit beziehungsweise rettungsbedürftigen Frauseins aber kaschieren ihren ideologischen Kern. Ironie ist dann keine Geste der Subversion, sondern nur ein Kunstgriff des Marketings. «Fall Guy» ist eine Promotion-Aktion für die Ladenhüter filmischen Erzählens und Darstellens. Ironie im Actionkino ist out, und sie lässt sich mit noch so viel Gewalt nicht mehr als Unterhaltung verkaufen.

Putins Einflüsterer

War Iwan Iljin ein Faschist? In Russland haben sich hitzige Debatten um den Philosophen entsponnen

ULRICH M. SCHMID

Dass Iwan Iljin für den patriotischen Diskurs in Russland eine wichtige Rolle spielt, ist unbestritten. Putin erwähnte ihn prominent in seinen föderalen Reden in den Jahren 2005, 2006 und 2014 und in den Sitzungen des Staatsrates 2007 und 2021. Darüber hinaus war Iljin ein Stichwortgeber für die Annexion der vier ukrainischen Gebiete Luhansk, Donezk, Saporischja und Cherson im September 2022.

Damals schloss Putin seine Rede vor der Festgemeinde im Kreml mit einem Iljin-Zitat: «Wenn ich Russland für meine Heimat halte, dann heisst das, dass ich auf Russisch wahrnehme und denke, auf Russisch singe und spreche; dass ich an die geistigen Kräfte des russischen Volks glaube und sein historisches Schicksal mit meinem Instinkt und meinem Willen annehme.»

Nicht eindeutig zuzuordnen

Schwieriger zu beantworten ist die Frage, ob Iwan Iljin ein Faschist sei. Für die Befürworter der These, dass Putins Regime faschistisch sei, ist die Angelegenheit geklärt. Der amerikanische Osteuropahistoriker Timothy Sny-

der etwa bezeichnet Putins Regime als «schizofaschistisch». Er verweist darauf, dass Putin der Ukraine Faschismus vorwerfe, aber gleichzeitig selbst ein Faschist sei.

Snyder veröffentlichte 2018 in der «New York Review of Books» einen Artikel mit dem Titel «Iwan Iljin, Putins Philosoph des russischen Faschismus». Snyder stützt sich auf Iljins «Briefe über den Faschismus» aus den Jahren 1925 und 1926, die er nach einer Italienreise verfasst hatte. In der Tat finden sich hier anerkennende Worte über den italienischen Faschismus, wohl gemerkt zu einer Zeit, als der Mord der Schwarzhemden am Sozialisten Giacomo Matteotti eine bekannte Tatsache war.

Allerdings verschweigt Snyder in seiner Analyse, dass Iljin seine «Briefe» in der Zeitschrift des liberalen Publizisten Peter Struve publizierte. Ausserdem zitiert Snyder aus Iljins Artikel «Über den russischen Faschismus» aus dem Jahr 1928 folgende Definition: «Der Faschismus ist ein rettender Exzess einer patriotischen Willkür.» Jedoch unterschlägt Snyder Iljins nächsten Satz: «Darin liegt sowohl seine Begründung als auch seine Gefährlichkeit.»

Iljin war gewiss kein Kritiker des Faschismus. Er träumte von einem rus-

sischen «Führer» und glaubte ihn sogar in der Person des hünenhaften Grossfürsten Nikolai Nikolajewitsch, eines Cousins des letzten Zaren, gefunden zu haben. Iljin begrüsst ursprünglich sogar die Machtergreifung der Nazis in Deutschland. Er war – wie viele andere Russen – vor den Bolschewiken nach Berlin geflohen.

Im Mai 1933 schrieb er: «Was hat Hitler getan? Er hat den Prozess der Bolschewisierung in Deutschland aufgehalten und damit ganz Europa den grössten Dienst erwiesen. Während Mussolini Italien führt und Hitler Deutschland führt, erhält die europäische Kultur einen Aufschub.» Allerdings musste Iljin bald vor den gewaltbereiten Nazis in die Schweiz fliehen. Der Komponist Sergei Rachmaninow half ihm dabei.

Ideologisches Verwirrspiel

Auch in Putins Russland haben sich mittlerweile hitzige Debatten um Iljin entsponnen. Bereits 2014 kritisierte die oppositionelle «Nowaja Gaseta» Iljin als «Philosophen des Wehrauchs und der Peitsche». Aber auch auf der entgegengesetzten Seite des politischen Spektrums forderte die stramme Patriotin Weronika Krascheninnikowa im April

2022, Putins Russland müsse sich vom «klerikal-faschistischen» Iljin lossagen.

Im Geist des neuen Nationalismus hat die einst renommierte Moskauer Geisteswissenschaftliche Staatsuniversität im vergangenen Sommer ein Iljin-Zentrum gegründet, das den Studierenden «eine auf die russische Zivilisationsidentität gegründete Weltanschauung» vermitteln soll. Nun ist bekannt geworden, dass der rechtsradikale Philosoph Alexander Dugin dieses Zentrum leiten soll.

Protest gegen diese Personalie erhebt sich ausgerechnet aus der kommunistischen Studierendenorganisation. Unterstützung erhält sie aus der kommunistischen Fraktion in der Duma, die von den Kreml-Polittechnologen in einem schönen Oxymoron der «systemischen Opposition» zugerechnet wird. Pikanterweise gehört aber der Chef der Kommunistischen Partei, Gennadi Sjuganow, zu den Iljin-Fans.

Das ideologische Verwirrspiel führt auf die interessante Grundsatzfrage, ob Putins Regime «links» oder «rechts» stehe. Die Antwort lautet: Die russische Herrschaft funktioniert wie Dugins Philosophie. Sie bedient sich eklektisch jener Elemente, die ihr nützen, und kümmert sich weder um den Herkunftskontext noch um die eigene ideologische Kohärenz.

Ein gefallener Comedian lässt sich taufen

Russell Brand lehrt Religion auf Youtube

MARION LÖHNDORF

Russell Brand hat das Christentum für sich entdeckt. Der Comedian liess sich taufen. Normalerweise ist das keine Entscheidung, die internationale Schlagzeilen macht. Aber weil es um Russell Brand ging, wurde es grossflächig in der britischen Presse kommentiert. Inszeniert er seine innere Umkehr vom Saulus zum Paulus? Wird er vom Ego-Monster zum Diener seines Herren? So richtig glaubt das kein Mensch.

Eine diskrete Zeremonie kam für ihn nicht infrage. Brand liess sich in die stark verschmutzte Themse tunken. «Etwas passierte im Prozess der Taufe, das unglaublich war, überwältigend, buchstäblich überwältigend, weil ich ja unter Wasser war», sagte er danach. Auf seiner Website stellt er sich vor als einer, der an «Veränderung» («change») und «Erweckung» («awakening») interessiert sei. Kleiner geht es bei ihm nicht.

Werbung für Wellness-Pulver

Bei Russell Brand muss immer alles überlebensgross sein. Vor allem, wenn es um die Zurschaustellung seines Egos geht. Jahrelang feierte er das schnelle Leben und sich selbst in der Rolle eines exzessiven, sexgetriebenen Dandys in seinen Bühnenshows und seinen Büchern. «Vor deiner eigenen Sexualität brauchst du keine Angst zu haben», sagte Russell Brand einmal zu einem Talkshow-Gast. «Vor meiner aber schon.» Im Herbst vergangenen Jahres bezichtigten vier Frauen den Comedian der sexuellen Belästigung und der Vergewaltigung.

Brand, der einmal Stadien gefüllt und Hollywood sowie die Mainstream-Fernseher erobert hatte, zog sich in die Tiefen seiner Youtube-Kanäle zurück, wo er sich für eine Spezialistengemeinde von Followern als Lifestyle-Guru und Verschwörungstheoretiker betätigte. Justin Trudeau sei Teil einer globalen Verschwörung, behauptet er da unter anderem, und die BBC sei der Macht der amerikanischen Rechten erlegen. Barack Obama, Joe Biden und Bill Gates gehören zu seinen liebsten Hassfiguren.

Das Profilbild seines Videokanals zeigt Russell Brand, der einmal mit einer Show namens «The Messiah Complex» tourte, von einem Strahlenkranz umgeben. In seinen Online-Clips predigt er mit erhobenen Händen. Die Ankündigung, sich taufen zu lassen, setzt er in einen allgemeinen Kontext: «Nicht nur ich erfahre gerade eine spirituelle Wiedergeburt», sagt Brand. In der westlichen Welt sei eine Abkehr vom Materialismus zu beobachten, vom Hedonismus, der eine Leere hinterlasse, erklärt er seinen Followern. Sekunden später bewirbt er ein Wellness-Pulver mit Zink und Kurkuma.

Bekenntnis zu Jesus ist im Trend

Mit seiner Wiedergeburt ist Russell Brand womöglich einem Trend auf der Spur. Zwar bestätigen Studien den Bedeutungsverlust der Kirchen. Jedoch machen immer mehr Figuren des öffentlichen Lebens ihre christlichen Überzeugungen publik. Das war zumindest in Europa eine Zeitlang noch verpönt.

Joe Rogan, der zu den meistgehörten Podcastern weltweit gehört, der Rapper Stormzy und Fussballer wie Ronaldo, Raheem Sterling und Marcus Rashford bekennen sich zum Christentum. Jordan Petersons voraussichtlich im November erscheinendes Buch «We Who Wrestle With God» verspricht eine Auseinandersetzung mit dem Göttlichen. Der rechte Denker wird seine Leser durch die alten Gründungsmythen der westlichen Welt führen und biblische Erzählungen von Rebellion, Opfer, Leiden und Triumph analysieren, die uns, so die Verlagsankündigung, «kulturell und psychologisch stabilisieren, inspirieren und vereinen».

Ob als aufmerksamkeitstarke Geste oder aus innerem Bedürfnis heraus: Das Bekenntnis zu Jesus ist wieder in. Das Video seiner Taufe hat Brand trotzdem noch nicht gepostet.